

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 19

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 19
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
12. Mai
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Frühlings-Idylle.

Von Hans Peter Johner.

I.

Des Lenzes Sohne
Die Mauer küßt,
Aus allen Ritzen
Das Leben sprüht.
Der Klieder knospet,
Die Rebe rankt,
Auf hohem Stengel
Die Tulpe schwankt.
Vor ihrem Häuschen
Die Biene summt
Und am Spaliere
Die Hummel brummt,
Als ob ihr Tagwerk
Sie bald veräumt. —
Im Gartenwinkel
Das Kästchen träumt.

II.

Am kleinen Giebel
Ein Schwalbenpaar
Baut schon sein Nestchen,
Und über's Jahr,
Die in der Brüstung
Halb träumend liegt,
Vielleicht ein Bübchen
Im Arme wiegt.
Ein zartes Lüftchen
Die Holde küßt,
Bald, bald die Glocke
Zur Hochzeit grüßt;
Dann gibt das Städtchen
Ihr sein Geleit:
Hell klingt der Jubel
Zur Malenzeit.

III.

Sie horcht der Stimmen
Zur frohen Stund;
Glückliches Lächeln
Umspielt den Mund.
Die Lippen leuchten
Wie Kirichen rot,
Den Hauch der Wangen
Ein Pfirsich bot.
Sehnende Blicke
Suchen den Hain,
Das stille Plätschen
Zum Seligsein.
Glickende Wellen
Eilen vorbei,
Die Vöglein singen:
Nun wird es Mai.

IV.

Und bringt der Liebste
Ihr seinen Strauß,
Hüßcht sie behende
Ins Gartenhaus.
Dort sieht dann keiner
Dem Küssen zu,
Die Amsel flötet
In süßer Ruh'.

Nun buhlet leise
Der Abendwind
Um's grüne Häuschen
Gar weich und lind.
Des Stromes Welle
Im Dunkel rauscht
Und alles schlummert,
Nur Liebe lauscht.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Liza Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 19

Welche Mühe Sie sich geben, die Augen eines Blinden zu erfreuen“, sagte Karoline spöttisch. „Und der Duft der Früchte, ihre Zartheit und ihr herrlicher Geschmack?“ gab Rahel zurück. „Wenn Sie den Korb Herrn Sidnen zurecht gemacht hätten, würde ich es begreifen“, fuhr die Kammerfrau fort. Das war eine Frechheit. Was bedeutete das? Was ging es Karoline an, daß Rahel und Sidnen Freunde waren? Was ging es sie an, daß... sie ihn liebte? Aber davon wußte Karoline nichts. Das ahnte keiner. Das verbarg Rahel, wie man den kostbaren Schlüssel verbirgt,

der die verborgene Türe öffnet. Rahels Stolz erlaubte ihr die Frage nicht, was der Ton in Karolines Rede zu bedeuten habe. Sie sann nach. Tante Adeline mochte doch Sidnen gut leiden, das konnte es also nicht sein. Hatte Sidnen Karoline beleidigt? „Der Herr Attinger hat lange warten müssen“, fing die Kammerfrau wieder an. „Fräulein Rahel haben wenig Zeit für ihn gehabt.“ Wiederum der Ton von unterdrücktem Zorn. „Der Herr Sidnen ist eben gewohnt, daß man andere über ihn vergißt“, sagte Karoline wieder. „Die Monika hat manches zu erzählen

gewußt. Es laufen ihm ja unsere Fräulein bis nach Rom nach.“ „Das ist seine Sache“, rief Rahel unwillig. „Bitte, erzählen Sie mir nichts mehr.“ „Ich dachte, es würde Fräulein Rahel interessieren“, beendete Karoline das Gespräch. —

Karoline Belusa hatte sich ihr Leben lang so eins mit ihrer Milchschwester Adeline Petitpierre gefühlt, war so verwachsen mit ihr, hatte jede Regung des Herzens mit ihr geteilt, jeden Gedanken mit ihr gedacht, hatte Adelines Stolz und Hochmut zu dem ihren gemacht, ihre Grundsätze angenommen, Sympathien geteilt, daß sie auch jetzt keinen Augenblick im Zweifel über die Gefühle Adeline Petitpierres war, mochte ihre Herrin sie auch noch so tief begraben, noch so tyrannisch verleugnen, mochte sie sie sogar vor sich selbst als nie dagewesen erklären. Karoline fühlte, wie viel sich in Frau Adeline geändert hatte, und wußte auch aus den wenigen Äußerungen, aus der genauen Kenntnis von Adelines Denkungsart, was der Grund dieser Grablegung war. Ein tiefer Zorn wurde in ihr wach, daß dieser junge Mensch es vermocht, die Ruhe ihrer Herrin zu stören und sie zu Leiden zu zwingen, die Adeline Petitpierre ihr Leben lang hochmütig sich fern zu halten gelungen war, ja, die sie als die Spiele schwächlicher Phantastereien verachtet hatte. —

Zugleich wurde aber Karoline von einem ebenso starken Reide gepackt, da das wenige, was Adeline von sich selbst verschenkt — nicht verschenkt, sondern widerwillig sich entrißen sah, ihr genommen wurde. Wollte jetzt, nach zwanzigjährigem Beisammensein, ihre Herrin ihr entgleiten? Und wenn Adeline Petitpierre ein Geheimnis, das sie nicht einmal sich selbst eingestand, zu hüten hatte, so entglitt sie der Milchschwester. Das wußte Karoline, daß bis jetzt keiner und keine Adeline innerlich näher gestanden als sie, und daß sie niemand, auch dem Gatten nicht, ihr Tiefstes preisgegeben hatte. Karoline aber hatte sich dieses Vorzuges zu rühmen, niemals vor andern, aber doch im stillen Kammerlein. Einen Menschen hatte Adeline haben müssen, zu dem sie von sich reden konnte, und dabei die Gewißheit hatte, daß ihre Worte so wohl verwahrt waren, als hätte ein Berg sich über sie gewälzt.

Nun schwieg ihre Herrin zum erstenmal auch ihr gegenüber. Nie hörte sie das flüsternde: Karoline... das ein Zwiegespräch zwischen ihnen beiden eröffnete. Abend um Abend verstrich, und Adeline schwieg. Und doch las Karoline aus der Blässe der Wangen, aus ihrem strengen Antlitz, daß sie litt.

Was Rahel, dem Kinde, nie gelungen, gelang spielend diesem jungen Menschen, der lachend „Tante Adeline“ rief, wann es ihm gefiel, der lachend den Arm um Rahel legte, als sei es sein Recht, der mit beiden ausritt, und dabei — sie wußte es, Liebchaften hatte wie Brombeeren. Liebchaften — und brachte es fertig, ihrer Herrin Augen zu trüben, und sie, Karoline, mußte es schweigend geschehen lassen. War da Rahel im Spiel? Rahel, diese Schmarogerpflanze, dieser Eindringling, dieser Parasit aus gemeinem Stamm! Gewaltsam mußte sich Karoline alle die Zeit zu der allereinfachsten Höflichkeit zwingen, Sidney und Rahel gegenüber. Die beiden kamen zuerst — vor ihr —, und sie mußte sich mit der zweiten Stelle begnügen. Sie hatte ein Wort nicht vergessen, das ihre Herrin ihr mit schnei-

dender Schärfe unlängst zugerufen, als sie sich mit einer kurzen Bemerkung zu weit vorgewagt: Neffe und Nichte kommen vor der Kammerfrau.

Frau Adeline Petitpierre konnte grausam sein, Karoline hatte es erfahren.

Jetzt ging sie schweigend, in tiefen Gedanken neben Rahel, und wälzte ein Heer böser Wünsche in ihrem Herzen. An der Türe der Attinger übergab sie Rahel den Korb, senkte die Augen, grüßte steif und ging.

Der Blinde horchte freudig auf, als er Rahel kommen hörte. „Wie schön, daß du kommst, Rahel“, sagte er und streckte ihr seine beiden Hände entgegen. Sie legte den Korb vor ihn hin. „Der soll für mich um Verzeihung bitten“, sagte sie ein wenig beschämt, „daß es so lange her ist, seit ich dich besuchte. Sei mir nicht böse.“ „Aber Rahel, es ist immer ein Geschenk, wenn du kommst. Sieh, wie es wieder hell geworden ist.“ Rahel lachte. „Die Sonne ist neben dem Turm vorbeigeglitten, und scheint jetzt ins Zimmer“, sagte sie. „So singen die Vögel viel schöner als vorher“, sagte der Blinde. „Aber, Johannes, die Vögel singen nicht, es ist ja Herbst.“ „Was hörte ich denn klingen? Wie feine Glöcklein tönte es.“ „Ach, Johannes, du willst mir nur darüber hinweg helfen, daß ich so undankbar und oberflächlich war, und nur an mich und gar nicht an dich dachte.“

Der Blinde lächelte. „Wenn du an mich denkst, Rahel, so ist das erst recht ein Geschenk, da gibt es nichts zu rechten. Erzähle mir, was du getrieben hast, willst du?“ „Oh, so viel, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll.“ „Setze dich, Rahel, und stelle diese beiden Rosen neben dich, die duften so herrlich. Und nimm dir von dieser Schokolade.“

Er tastete nach einem durchbrochenen Porzellantörbchen, das mit Süßigkeiten gefüllt war. „Und dann fange beim Anfang an, bei deinem Freunde Sidney. Erzähle mir von ihm, entwirf mir sein Bild. Sage mir, ob ihr euch wieder gefunden habt, oder ob ihr euch fremd geworden seid.“ „Weißt du, Johannes, ich erzählte dir einmal von einem Bild, das ich gesehen.“ „Ja, ich erinnere mich.“ „Genau so sieht Sidney aus.“ „Der Glückliche“, lächelte der Blinde. „Und erinnerst du dich, daß ich dir einmal ein Buch vorlas: Der Erbe.“ „Ja.“ „Genau so ist Sidney. Nur männlicher. Und dann ist er ein Künstler, und der Erbe war bloß ein Lord.“ „Zweifach glücklicher Mensch, dieser Sidney“, sagte Johannes.

„Johannes, er redet mit mir von allem, was ihn bewegt, und von allem, worüber er denkt. Ich verstehe ihn, auch wenn er von der Kunst spricht. Ich begreife jetzt, um was es da geht, was das Wichtige ist, und was das Unwichtige. Und wenn Sidney so redet — er hat eine merkwürdig schöne Stimme, sie zieht einen mit, hält einen fest, man sagt Ja, wenn man eigentlich gar nicht gewollt hat.“ Johannes lehnte seinen Kopf gegen die Lehne seines Armstuhles und seufzte ganz leise: „Weiter, Rahel, erzähle nur weiter, ich höre.“ Er schloß die Augen.

„Wir sind so gute Kameraden, Johannes. Er hat mir von den schönen Mädchen von Rom erzählt. Ich habe ihn gefragt, ob er eine von ihnen liebe. „Lieben“, hat er gerufen, das wäre viel zu schade.“ Ich fragte: „Aber Sidney, du küsst ja so viele, hast du mir erzählt.“ Da hat



O. Wiler: Tanzende Mädchen unter Bäumen.

er noch lauter gelacht und hat gesagt, das sei nicht anders, als wenn er Orangen vom Baume pflücke. Orangen seien zum Pflücken da, da habe niemand etwas einzuwenden, der Baum nicht, die Orange nicht, und er natürlich auch nicht. Und alle seien zufrieden.“

„Was antwortetest du, Rahel?“

„Ich, ich sagte... Johannes, weißt du, darin bin ich so dumm. Ich kann's mir gar nicht vorstellen, daß man jemand küßt, ohne ihn zu lieben. Aber Sidney hat mich ausgelacht. Ich nehme das alles zu ernst, hat er gesagt. Ein Spiel sei das alles. Ein Tautropfen, in den die Sonne scheine, und in dem sich blaue und rote und grüne und violette Farben spiegelten, immer sei es ein Tautropfen und immer glänze eine der Farben auf. Ich habe gesagt, daß ich nicht mit einem Teil zufrieden sein würde, und daß nur dann, wenn alle Farben zusammen leuchten, sich das Prisma bilde. Da hat Sidney wieder gelacht und hat gesagt, das wollte er seinem Freunde, einem Chemiker, erzählen, daß ich die Liebe einem Prisma verglichen hätte. Ach, Johannes, ich habe gar nicht daran gedacht, daß du ja gar nicht weißt, wie ein Prisma aussieht.“

„Ich kann es mir vorstellen. Vielleicht schöner und strahlender als es wirklich ist. Vielleicht sehe ich die Sonne unendlich glänzender in dem Tautropfen sich spiegeln, als

ihr mit euren guten Augen. Ich fühle ihre Glut!“ Er streckte seine blasser Hand aus, auf der ein einfallender Sonnenstrahl geruht hatte. „Erzähle mir, Rahel.“

Und Rahel erzählte alles, was sie wußte von Sidney, kam immer wieder auf ihn zurück, begann bei ihm, hörte bei ihm auf. Jedes Wort, das er gesagt, wußte sie noch, hatte es sich auf ihre Weise zurechtgelegt und gab es, nachdem es sich im Spiegel ihres Seins verändert, wieder.

Johannes hörte leisen Schmerz klagen aus dem, was sie erzählte. Dringend sprach Sehnsucht mit, Wünsche stiegen auf wie der zarte, blaue Rauch eines Herbstfeuers, und es blühte die Hoffnung aus ihren Worten, daß Sidney doch vielleicht den ganzen Tautropfen, in dem sich die Sonne vollendet spiegelte, ihr noch schenken würde. Aber Rahel war in eine gute Schule gegangen bei Adeline Petitpierre. Sie hatte gelernt, Natürliches zu verbergen, und hatte es gut gelernt. Aber der Instinkt des Blinden war nicht zu täuschen.

„Rahel, warum spielst du Versteckens mit mir? Ich bin dein Freund. Einen Menschen muß man haben, zu dem man mit seiner Bürde kommen darf.“

Rahel schwieg. Sie starrte Johannes entgeistert an. Hatte er empfunden, was sie so sorgsam verbarg? Hatte er Augen wie Gott, die in das Verborgene sahen? Sie

brachte kein Wort über ihre Lippen. Stolz ist ein unbarmherziger Herrscher und schont seine Anhänger nicht. Wie konnte sie bekennen: Ich liebe ihn. Wie sagen: Ich weiß nicht, ob er mich wieder liebt? Ich weiß nicht, ob ich ihm eine Schwester bin oder Ich weiß nichts

(Fortsetzung folgt.)

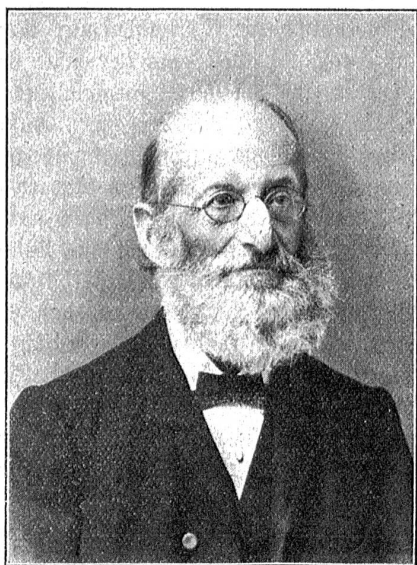
Friedrich August Flückiger.

Dem Gedächtnis eines Großen.

In kurzem feiert zum hundertsten Male der Geburtstag eines der größten und berühmtesten Berner und Schweizer Gelehrten wieder, des Professors F. A. Flückiger, geboren den 15. Mai 1828 zu Langenthal.

Sein Vater Friedrich führte dort einen Eisenhandel, starb aber, als der Sohn Friedrich August erst dreizehn Jahre alt war. Man hatte den Knaben früh zum Nachfolger im Geschäft bestimmt. Daher schickte ihn die zielbewusste Mutter nach dem Besuche der Latein- und höheren Knabenschule in Burgdorf, die er wegen Krankheit vorzeitig hatte verlassen müssen, nach Berlin in die angesehenen, von Karl Noback geleitete Handelslehranstalt. Diese Schule bot ihm anfänglich eine Fülle von Anregungen. Mehr und mehr aber lockte den hochbegabten Jüngling das Studium der Naturwissenschaften. In Noback fand er einen ausgezeichneten Berater, der ihm zu diesem Zwecke den Weg an die Universität Berlin finden half. Doch war der plötzliche Hochschulsstudent gesonnen, nach Verlauf von etwa zwei Jahren, in denen er sich auch mit Geschichte, Philosophie und noch andern Fächern befaßt wollte, „weiter die Handelsstraße zu verfolgen“.

Im Frühjahr 1846 wandte sich Flückiger nach Bern, um sich an der dortigen Hochschule während zweier weiterer Semester besonders mit physikalisch-chemischen und geologischen Fächern zu beschäftigen. Er wurde ein begeisterter Schüler des trefflichen Professors Bernhard Studer. Da er sich alsdann entschloß, Apotheker zu werden, folgte eine zweieinhalbjährige Lehre in der Pflügerschen Apotheke zur Schlange in Solothurn, und nach einem neuen glücklichen Studienjahre in Genf und einer bitteren Konditionszeit von allerdings nur einem halben Jahre Dauer in der Storchapothek zu Strassburg, zog es den jungen Mann nach Heidelberg, wo er sich nach weiteren drei Semestern che-



Professor Friedrich August Flückiger.

nischer und anderer abschließenden Studien am 4. Juli 1852 summa cum laude den philosophischen Doktorhut holte. Beglückt und froh wie der promovierte Sohn, gestattete die

verständige Mutter dem jungen Gelehrten über den Winter 1852/53 einen abrundenden Studienaufenthalt in Paris, der besonders auch Flückigers Kunstsinne mächtig anregte. Diesen Auslandsaufenthalt beschloß der vielversprechende junge Mann mit einer kurzen Reise nach London; von hier aus kehrte er in die Heimat zurück. Es folgten Zeit und Wert des Meisters.

Die Berufstätigkeit als ausübender Apotheker eröffnete er mit der käuflichen Uebernahme der „Großen Apotheke“ in Burgdorf, die er sieben Jahre lang innebehielt. Er unterließ es nicht, neben den täglichen Pflichten seines Berufes eifrig die wissenschaftliche Pharmazie zu pflegen. Hier begann auch seine Tätigkeit als Mitglied und, seit 1857, als Präsident des Schweizerischen Apothekervereins. Doch befriedigte ihn die praktische Apothekertätigkeit mit ihrem kaufmännisch-gewerblichen Einschlag auf die Dauer auch in Burgdorf nicht, sodaß er sich 1860 zum Vorsteher der Staatsapothek in Bern wählen ließ. Im Jahre darauf habilitierte er sich an der Berner Hochschule als Dozent für Pharmakognosie und Pharmazie. Dabei befaßte er sich angelegentlich mit den schon früher aufgenommenen Arbeiten für die Herausgabe der vom Schweizerischen Apothekerverein publizierten Schweizerischen Pharmakopöe (Arzneibuch) und, durch diese angeregt und von manchen Freunden und Berufsgenossen unterstützt, mit den Vorbereitungen für sein „Lehrbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreiches“. Dieses sein Erstlingswerk, erschienen im Jahre 1867, wurde von den sachkundigen Fachmännern sofort als eine Zierde der naturwissenschaftlichen deutschen Literatur bezeichnet und stellte seinen Verfasser mit einem Schlage in die erste Reihe der zeitgenössischen Pharmakognosten aller Länder.

Weitere erfreuliche Folgen blieben nicht aus. Im Jahre 1870 an der Universität Bern zum außerordentlichen Professor für Pharmazie und Pharmakognosie befördert, erhielt Flückiger gegen Ende 1872 die ehrenvolle Berufung als ordentlicher Professor der Pharmazie und Direktor des pharmazeutischen Institutes an der neubegründeten Kaiser-Wilhelms-Universität in Strassburg. Er nahm sie an und begann mit dem darauffolgenden Sommersemester seine dortige akademische Tätigkeit. Während nahezu zwanzig Jahren eine Zierde der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät jener Hochschule, setzte er dort mit unermüdlicher Pflichttreue und dem größten Erfolge sein arbeitsreiches Leben als Lehrer, Forscher und Schriftsteller fort bis zum Jahre 1892. Dann kehrte er wieder nach Bern zurück, nicht um der Muße zu pflegen, sondern um sich auch weiterhin nach allen Kräften der wissenschaftlichen Forschung zu widmen. Den Sommer 1894 verbrachte er mit seiner Frau und zwei Töchtern in Nordamerika, kehrte aber von dieser sonst überaus genussreichen und anregenden Auslandsfahrt krank nach Hause zurück. Ein schmerzhaftes Krebsleiden brachte dem Unermüdlichen am 11. Dezember 1894 den Tod.

Flückiger war groß als Wissenschaftler und als Charakter. Seine erstaunlich zahlreichen literarischen Publikationen und Werke lassen sich einteilen nach den drei Gebieten der Pharmakognosie, der pharmazeutischen Chemie und der Geschichte der Pharmazie und der pharmazeutischen Drogen. Sein „Lehrbuch der Pharmakognosie“ war eine wissenschaftliche Lat. Mit ihm begründete Flückiger die Pharmakognosie als selbständiges wissenschaftliches Fach mit eigenen Zielen und eigenen Aufgaben. Flückiger hat die wissenschaftliche Pharmazie in gewissen Richtungen mehr gefördert als irgend ein Fachgenosse unter den Vorfahren und seinen Mitlebenden. Sein spezielles Studiengebiet waren die ätherischen Öle, die Alkaloide und verwandte Körper, die Chinارين und die Geschichte der Drogen, auf die er immer wieder zurückkam.

In Verbindung mit dem Freunde Daniel Hanbury in London gab Flückiger die „Pharmacographie“, ein für die Pharmazeuten und Mediziner englischer Zunge bestimmtes Seitenstück zu seinem Lehrbuch der Pharmakognosie heraus.